

## Militärische Erinnerungen an die Bundesgarnison Frankfurt aus den letzten Jahren des Bundestages. \*)

Von Oberstleutnant a. D. Thilo v. Trotha.

Zur Sammlung der Gedanken aus dem wirren Durcheinander der unerquicklichen und unersprießlichen Fraktions-, Rassen- und Klassenkämpfe der Gegenwart nahm ich jüngst von neuem Sybels prächtiges Werk von der Begründung des Deutschen Reiches zur Hand und versenkte mich in die Darstellung dieses Abschnittes der Weltgeschichte, der wie wenige andere eine Verkörperung der Devise ist: Durch Nacht zum Licht!

Vom 18. März 1848 zum 18. Januar 1871 — von Warschau und Olmütz nach Nikolsburg und Frankfurt — von Bronzell nach Königgrätz und Sedan —, welche überwältigende Entwicklung! Welche felsenfeste Bürgschaft für den Veruf und die Zukunft Preußen-Deutschlands!

Bei dem Lesen desjenigen Teils des Sybelschen Werkes, welcher von den letzten Jahren des Bundestages handelt, wurden in mir lebhafter als je die Erinnerungen wach an eben jene Jahre, die ich in der damaligen „Bundesgarnison“ Frankfurt, dem Siege des seligen Bundestages, erlebte und die auf den jungen Offizier einen unauslöschlichen Eindruck machten. Wenn die nachfolgenden Zeilen auch weiter nichts sind als ziemlich einseitige und unvollständige Skizzen, so sind sie doch vielleicht geeignet, den allbekanntesten geschichtlichen Zuständen und Ereignissen jener Zeit ein gewisses Lokal-Kolorit zu verleihen.

### I.

Die gemeinsame „Bundesgarnison“ der freien Stadt Frankfurt bestand vertragsmäßig aus Preußen, Oesterreichern, Bayern und dem Frankfurter Linienbataillon.

Preußen stellte hierzu ein Infanterie-Regiment (welches während der letzten sechs Jahre des Deutschen Bundes nicht wechselte), eine Eskadron und eine Batterie. Oesterreich stellte ein Infanterie-Bataillon zu sechs starken Kompagnien, eine halbe Eskadron (die andere Hälfte stand in Mainz) und eine Batterie; Bayern stellte ein Infanterie-Bataillon — dabei war festgesetzt, daß die Stärke des preußischen Kontingents die Gesamtstärke des österreichischen und bayerischen Kontingents nicht übersteigen dürste.

Das Frankfurter Linienbataillon bestand aus geworbenen Mannschaften, während das Offizierkorps sich meist aus Frankfurter Patrizier-Familien ergänzte.

\*) Mit Genehmigung des Verlags von Georg Stilke, Berlin N. W. 7, Hofbuchhändler S. K. u. K. Hoheit des deutschen Kronprinzen, den von Professor Hans Delbrück herausgegebenen Preussischen Jahrbüchern, Band 144 Hef 1 1911 entnommen.

An der Spitze dieser Truppen stand der „Oberbefehlshaber der Bundestruppen in Frankfurt a. M.“, welche Stelle von Oesterreich und Preußen in mehrjährigem Turnus abwechselnd mit einem General im Range eines Divisions-Kommandeurs besetzt wurde.

Für die Zeit, während welcher Oesterreich den Oberbefehlshaber stellte, gab Preußen einen Stabsoffizier als Kommandant — und umgekehrt.

Ohne direkte Beziehungen zur Garnison tagte in Frankfurt zur Beratung und Leitung der militärischen Verhältnisse des Deutschen Bundes „eine Bundes-Militär-Kommission“, welche aus einigen dreißig Generalen und Stabsoffizieren der verschiedenen Staaten bestand. Preußen z. B. war vertreten durch zwei Generale und einen Stabs-offizier; Dänemark (für Holstein) und die Niederlande (für Luxemburg) durch je einen General.

Daß dieser gewaltige militärische Apparat nichts schaffte und nichts schaffen konnte, was der Wehrhaftigkeit Deutschlands wirklich förderlich gewesen wäre, lag natürlich in den elenden Bundesverhältnissen im allgemeinen.

Das Verhältnis zwischen den Offizierkorps der verschiedenen Kontingente war durchaus höflich und kameradschaftlich und gestaltete sich zwischen zahlreichen einzelnen Persönlichkeiten sehr herzlich.

In dem Gesamtverhalten des österreichischen Offizierkorps dem preußischen gegenüber konnte man dann und wann in der besonderen Wärme oder einer auffallenden Zurückhaltung die Einwirkung politischer Konjunkturen unschwer erkennen. Als einige Oesterreicher, welche seit längerer Zeit mit uns in intimeren Verkehr getreten waren, plötzlich auffallend zurückhaltend wurden und den Verkehr mit uns sichtlich mieden, gaben sie auf unsere offene Frage die ebenso offene Antwort: „Nehmt's uns nicht übel, bei uns weht jetzt so ein eigener Wind; wenn wir mit euch jetzt soviel zusammen sind, werden wir sicher „ins Inland transferiert!“ Dieses „Transferieren ins Inland“ hatte aber — abgesehen von dem Verlust der schönen und interessanten Garnison Frankfurt — einen nicht unwesentlichen metallischen Beigeschmack: im „Inland“ erhielten die österreichischen Offiziere ihre Gebühren in Papier ausbezahlt, im „Ausland“ d. h. in den Bundesgarnisonen aber in Silber — eine nicht unbedeutende Differenz.

Der von dem Offizierkorps eifrig gepflegte gesellschaftliche Verkehr mit den zahlreichen deutschen und fremden Diplomaten und vielen hochgestellten Offizieren weichte den jungen Offizier zwar nicht gerade in politische Geheimnisse ein, schärfte aber seinen Blick für die wunderbar verquickten Zustände und Interessen und machte die schwüle Atmosphäre, welche über den ganzen politischen Verhältnissen lagerte, deutlich fühlbar.

Die gesellschaftlichen Beziehungen der preußischen Offiziere zu den eingeborenen Frankfurter Familien waren im allgemeinen nur

wenig entwickelt; dort überwog die Sympathie mit den süddeutschen Offizieren, mit denen vielfach auch schon verwandtschaftliche Beziehungen bestanden. Der preußische Offizier, wenn auch geachtet und geschätzt, war in diesen Kreisen nicht beliebt. Abgesehen von mancherlei anderen mehr äußerlichen und zufälligen Gründen wirkte hier unverkennbar die bei jedem preußischen Offizier, bald mehr bald weniger herbe zutage tretende spezifische preußische Auffassung, welche allen Verhältnissen und Lebenserscheinungen gegenüber zum Durchbruch kam — während der süddeutsche Offizier mit seiner im allgemeinen oberflächlichen, indifferenten, fast kosmopolitischen Lebensanschauung als Gesellschafter weit liebenswürdiger und bequemer war.

War so das preußische Offizierkorps von einer allerdings fremdartigen und zum Teil gegensätzlichen, dabei aber in hohem Grade anregenden und interessanten Lebensatmosphäre umgeben, so war die Lage unserer Mannschaften nicht viel anders als im Feindeslande. Wer weiß nicht, wie leicht in größeren Garnisonen selbst zwischen verschiedenen Truppenteilen derselben Armee aus ganz unbedeutenden, bisweilen geradezu albernen Gründen langwierige Reibereien entstehen, die bisweilen zu gewaltsamem Ausbruch kommen. Daß unter Verhältnissen, wie sie in der Frankfurter Garnison gegeben waren, derartige Reibereien unvermeidlich waren, lag klar auf der Hand, aber charakteristisch war es, daß der feindliche Zustand dauernd war und daß unseren Mannschaften die Mannschaften aller anderen Kontingente in Verbindung mit der Bevölkerung geschlossen gegenüberstanden; namentlich die letztere trug unseren Leuten eine bei jeder nur denkbaren Gelegenheit zum Ausdruck kommende Nichtachtung und Gehässigkeit entgegen, die von unseren Söhnen der Eifel und Mosel mit grimmigem Hasse und bei Gelegenheit mit rücksichtslosen Hieben bezahlt wurde.

Wenn auch in anderem Sinne als für das Offizierkorps war auch für unsere Mannschaften das Leben in Frankfurt eine überaus wirksame Schule.

Ende der fünfziger und Anfang der sechziger Jahre war am Rhein und an der Mosel der Ausdruck „Preuße“ noch etwas fremdartiges; „mein Junge muß zu den Preußen!“ als Ausdruck für „mein Junge muß dienen“ hatte einen etwas mißmutigen Beigeschmack — das ist erst anderst geworden nach der großen Zeit der glorreichen Kriege! Wenn damals unsere Rekruten bei dem Regiment ankamen, brachten sie im allgemeinen wenig oder gar kein Verständnis für Preußen und Preußentum mit — das lernten sie aber bald und ganz von selbst unter den neuen Verhältnissen.

Nur in der Kaserne, auf der die schwarzweiße Fahne wehte, fand der Soldat eine friedliche Heimat; außerhalb derselben sah er sich auf Schritt und Tritt von feindlich gesinnten Elementen umgeben, hörte er gehässige Schimpfworte („preußischer Bluthund“, später vielfach variiert in „Bismarckscher Bluthund“), sah er sich oft genug tätlichen Beleidigungen und Angriffen ausgesetzt, nur die preußische

Uniform galt ihm als Freund, alles andere als Feind oder mindestens als verdächtig.

Eine bessere Schule für die Erziehung zu militärischer Tüchtigkeit und preußischem Selbstbewußtsein war allerdings kaum denkbar, und der Erfolg außerordentlich. Die Disziplin im Regiment war musterhaft, die Zuverlässigkeit der Leute über jedem Zweifel erhaben, das Verhältnis zwischen Offizieren und Mannschaften ideal. Gingen unsere Reservisten nach beendeter Dienstzeit in die Heimat zurück, so waren sie schwarzweiß vom Scheitel bis zur Sohle.

Die eigentliche dienstliche Tätigkeit der Truppen wurde natürlich innerhalb jedes einzelnen Kontingents vollkommen selbständig betrieben. Der Garnisonwachdienst wurde mit tageweisem Wechsel immer vollständig von einem Kontingent gegeben.

Bei verschiedenen Gelegenheiten fanden gemeinsame Paraden aller Kontingente statt; mit Rücksicht auf die gänzlich verschiedenartigen Kommandos pp. erforderte eine derartige gemeinsame Schaustellung stets vorher eine bis ins Kleinste gehende Festsetzung, was und wie kommandiert werden sollte.

Weit bedenklicher waren die gemeinsamen Feldmanöver, die zur Verherrlichung der deutschen Einigkeit dann und wann — glücklicherweise nicht oft — abgehalten wurden.

Da man bei früheren Gelegenheiten mehrfach die üble Erfahrung gemacht hatte, daß bei solchen Uebungen Truppen verschiedener Kontingente, wenn sie aufeinanderstießen, die Sache zu sehr in den Ernst des Krieges zu überlegen geneigt waren, so lag die Hauptkunst in der Anordnung solcher gemeinsamen Uebungen darin, daß alle Kontingente auf beide Parteien verteilt und die Dispositionen im Voraus so getroffen wurden, daß im Laufe des Gefechts nur Preußen auf Preußen stießen, Oesterreicher auf Oesterreicher usw. Daß hierdurch das Ganze jeden militärischen Wert verlor und völlig den Charakter einer Burleske erhielt, ist natürlich.

## II.

Charakteristisch für die eigentümlichen Verhältnisse der „Bundesgarnison“ war ein großer Straßenezzeß, welcher im ersten Jahre der Anwesenheit unseres Regiments zwischen den Truppen der Garnison stattfand.

Während das preußische Kontingent im September 1860 für einige Tage zu den alljährlich nur im preußischen Verbande abgehaltenen kleinen Herbstübungen die Stadt verlassen hatte, waren die in der Stadt zurückgebliebenen wenigen preußischen Mannschaften gelegentlich eines an sich unbedeutenden Konfliktes von Oesterreichern verhaun worden, so daß mehrere Leute in das Lazarett hatten aufgenommen werden müssen.

Als das Kontingent, am späten Nachmittage in die Stadt einrückend, mit dieser Nachricht empfangen wurde, rief dieselbe

natürlich eine außerordentliche Erbitterung hervor, und es war un schwer vor aus zusehen, daß, wenn nicht ganz scharfe Maßregeln getroffen wurden, die Schlägerei sich in größerem Umfange wiederholen würde.

Die höheren Behörden begnügten sich aber mit halben Maßregeln; ein Kommandanturbefehl ermahnte die Truppen zur Vermeidung aller Ausschreitungen und ordnete den Gang starker Offizier-Patrouillen an, um die Ruhe auf den Straßen aufrecht zu halten. Diese Maßregel erwies sich als ungenügend, und bei Einbruch der Dunkelheit brach in verschiedenen Gegenden der Stadt ein wüster Tumult aus.

Überall fanden zwischen größeren und kleineren Abteilungen der gegnerischen Mannschaften Zusammenstöße statt; am lebhaftesten ging es am Borkenheimer und Eschenheimer Thor, vor den Bahnhöfen und auf der Mainbrücke zu, an welchen Punkten sich größere Scharen der erbitterten Gegner mit blanker Waffe schlugen. Auf beiden Seiten gab es zahlreiche, zum Teil schwer Verwundete, und immer neue Scharen strömten aus den Kasernen und den vor den Thoren liegenden Vergnügungslokalen herbei, um sich an dem wüsten Kampfe zu beteiligen.

Inzwischen hatten die höheren Befehlshaber sich auf der Hauptwache eingefunden und waren zu dem Entschluß gekommen: Das beste Mittel, die geradezu rasenden Kämpfer von einander zu trennen und dem üblen Auftritt ein Ende zu machen, sei eine allgemeine Alarmierung der ganzen Garnison. Bald wirbelten auf allen Wachen und vor allen Kasernen die Trommeln den Generalmarsch und die scharfen Klänge der Signalhörner drangen durch den tosenden Lärm als erste Mahnung zu den Ohren der erbitterten Kämpfer. Das Mittel wirkte; allmählich lösten sich die Haufen der Kämpfenden und in größeren oder kleineren Trupps stürmten die Mannschaften ihren Kasernen zu.

Für den Fall einer plötzlichen Alarmierung der Garnison bestand eine seit einer Reihe von Jahren mehr oder weniger in Vergessenheit geratene Garnison-Bestimmung, welche, im Hinblick auf die Ereignisse des Jahres 1848 entworfen, auf der Voraussetzung beruhte, daß es sich um die rasche Niederwerfung eines plötzlich ausbrechenden Volksaufstandes handle. Demgemäß waren die einzelnen Truppenteile angewiesen, bestimmte strategische Punkte der Stadt zu besetzen und gewisse Maßregeln zur Sicherung gegen Pöbelangriffe zu treffen. Abändernde Befehle waren jetzt von dem Kommandanten unter dem Drang der Umstände nicht gegeben, und als jetzt der Generalmarsch ertönte und die Truppen in den Kasernen antraten, verfuhr die Kommandeure der einzelnen Abteilungen, welche meist gar nicht wußten, um was es sich handelte, genau nach den Bestimmungen jener schnell hervorgesuchten und von den Adjutanten in fliegender Eile vorgelesenen Instruktion.

Völlig kampfbereit, mit ausgegebener scharfer Munition — einzelne Kommandeure ließen angesichts der tobenden Volksmassen,

welche sich durch die Straßen wälzten, sofort laden — rückten die Truppen nach den bestimmten Plätzen und nahmen hier, zum Teil die Passage in den Straßen absperrend, gefechtsbereite Aufstellung, wobei es mehrfach mit den erregten Volksmassen zu Konflikten kam. Besonderen Eindruck machte das — ganz instruktionsgemäße — Auftreten preußischer Abteilungen, welche die nach Sachsenhausen führende Mainbrücke und die Zeil besetzten, wobei zur Bestreichung dieser Hauptstraße die preußische Batterie abprozte und die Geschütze schußbereit machte.

Nimmt man zu dem allen hinzu, daß diese Vorgänge sich gegen 9 Uhr abends in den zum Teil nur mangelhaft beleuchteten Straßen abspielten, in welchen johlende Pöbelbanden, sowie — teils mit verzweifelmtem Angstgeschrei — kopflos flüchtende friedliche Einwohner sich an den Truppen vorbei drängten, daß Verwundete durch die Straßen getragen wurden und hier und da einzelne Flintenschüsse zu hören waren, während aufgeregte Erzählungen einzelner Personen und selbst dienstliche Meldungen die übertriebensten Nachrichten über blutige Vorgänge in anderen Stadtteilen verbreiteten — so wird man wohl glauben, daß die Situation in hohem Grade aufregend war und man sich in das Innere einer mit Sturm genommenen Stadt veretzt glauben konnte.

War die Bevölkerung überhaupt in Todesängsten, so war dies in erhöhtem Maße bei den Fremden der Fall, welche sich gerade damals in großer Anzahl in Frankfurt befanden und deren Hotels zum Teil gerade in der Gegend des allerschlimmsten Tumultes lagen. Wahrhaft panisches Entsetzen hatte sich unter diesen — vielfach Ausländern — verbreitet; noch in der Nacht verließ eine Anzahl von ihnen die Stadt, denen am anderen Morgen ganze Scharen folgten.

Doch kehren wir wieder zu den ausgerückten Truppen zurück. Allmählich beruhigten sich die hochgehenden Wogen der Erregung. Auf der Hauptwache, wo die höheren Führer ihren Standort hatten, liefen die Meldungen der einzelnen Truppenteile ein: daß sie die befohlenen Aufstellungen genommen, daß aber im übrigen nichts besonderes zu bemerken sei. Starke Patrouillen, welche die Straßen durchzogen, brachten hier und da Verwundete oder auch noch nicht zu ihrem Truppenteil zurückgekehrte Herumtreiber mit, meldeten aber im allgemeinen den Eintritt verhältnismäßiger Ruhe.

Nachdem die Wachen angemessen verstärkt, erhielten die Truppen Befehl zum Einrücken in die Kasernen, gleichzeitig wurde aber eine sehr scharfe Maßregel verfügt: alle Truppenteile, einschließlich der Offiziere, wurden bis auf weiteres in den Kasernen konsigniert, gleichzeitig wurde, teils zur Erhöhung der Sicherheit, teils zur Strafe für die Truppen der Wachdienst in ganz kolossalem Maße verstärkt; die Hauptwache wurde mit einer ganzen Kompagnie besetzt, an allen Toren und sonstigen wichtigen Punkten der Stadt wurden Offizier-Wachen von 40—50 Mann aufgestellt, außerdem durch-

zogen starke Offizier-Patrouillen die Straßen. Diese strengen Maßregeln wurden nach einigen Tagen wieder aufgehoben — aber nun begann der Tragödie sehr unangenehmer zweiter Teil: die Untersuchung. Die widerwärtigen Vorgänge hatten weit über die Grenzen der Frankfurter Garnison hinaus in den höchsten militärischen und diplomatischen Kreisen sehr unangenehm berührt. Im ersten Augenblick schien es, als sollte mit drakonischer Strenge, mit Galgen und Rad gegen die Uebeltäter vorgegangen werden; ein gewaltiger Untersuchungs-Apparat wurde in Tätigkeit gesetzt, tagelang mit haarspaltender Genauigkeit inquiriert und Berge Akten vollgeschrieben — aber je länger die Untersuchung dauerte, desto mehr löste sich eigentlich alles in Dunst auf: teils weil wirklich nichts herauskam, teils weil nichts herauskommen sollte, da man in den entscheidenden höchsten Regionen zu der Ueberzeugung gekommen war, die ganze unangenehme Sache sei am besten so schnell wie möglich aus der Welt zu schaffen.

Das ganze Resultat der Untersuchung bestand schließlich in ein paar unbedeutenden Arreststrafen wegen Ausbleibens über Zapfenstreich.

### III.

Die Einwirkung der diplomatischen Beziehungen auf unsere militärischen Verhältnisse machte sich für uns zum erstenmale im Herbst 1861 bemerkbar gelegentlich der Rastatter Besatzungsfrage.

Seit einer Reihe von Jahren schon machte Preußen darauf Anspruch, neben Oesterreich auch seinerseits einen Teil der Besatzung für die Bundesfestung Rastatt zu stellen, welche Forderung Oesterreich unter allerlei Vorwänden ablehnte.

Die bis dahin langsam und energielos behandelte Frage hatte zu der genannten Zeit einen akuten Charakter angenommen, und allerlei Bemerkungen über die Verschärfung dieses Konfliktes kamen uns zu Ohren.

Eines Abends kurz nach Entlassung der Reservisten waren wir, d. h. eine Anzahl jüngerer preußischer Offiziere, in einem Zimmer des gemeinsamen Bundes-Kasinos versammelt, während in einem nebenan befindlichen Zimmer eine Anzahl höherer Offiziere aller Kontingente saßen.

Plötzlich trat in unser Zimmer einer unserer Adjutanten mit den Worten: „Wißt ihr schon? wir ziehen die Reservisten ein!“ In der richtigen Erkenntnis, daß dies mit dem erwähnten diplomatischen Konflikt zusammenhänge, begrüßten wir die Nachricht mit einem kräftigen Hurra! — worauf sofort der preußische Höchstkommmandierende aus dem Nebenzimmer zu uns trat mit den Worten: „Meine Herren, aus Ihrer freudigen Stimmung glaube ich entnehmen zu dürfen, daß Sie der Nachricht von der bevorstehenden Einziehung der Reservisten eine falsche Auslegung geben. Ich habe diese Maßregel beantragt, weil während der Zeit der Rekruten-Ausbildung

der ausgedehnte Wachdienst zu schwer auf der dann verfügbaren Mannschaft lastet; unsere Rekruten werden daher in Trier ausgebildet und wir werden uns für diese Zeit durch Einziehen von Reservisten auf die vertragsmäßige Stärke setzen. Andere Auslegung der Maßregel sind unrichtig und bitte ich nur in diesem Sinne über die Angelegenheit zu sprechen.“

Selbstverständlich nahm niemand von uns diese diplomatische Bemäntelung für bare Münze, aber natürlich kamen wir der Weisung nach, wenn wir mit Fremden zusammen waren; befanden wir uns aber unter uns, so wurden die Aussichten auf einen frischen fröhlichen Krieg lebhaft erörtert.

Doch diesmal blieben unsere Hoffnungen unerfüllt; Oesterreich gab nach, in Rastatt rückte preußische Besatzung ein, wir bildeten unsere Rekruten in Frankfurt aus und versahen den Wachdienst auch ohne eingezogene Reservisten. Durch diese Entwicklung der Dinge sahen wir unsere Auffassung von der eigentlichen Bedeutung der beabsichtigten Maßregel natürlich voll bestätigt.

#### IV.

Das Hauptereignis des Jahres 1862 für Frankfurt und für gewisse größere Kreise Deutschlands war das zweite Deutsche Bundesschießen des Deutschen Schützenbundes, welches im Juli genannten Jahres in großartiger Ausstattung und unter gewaltiger Beteiligung aller Gaue Deutschlands in Frankfurt in Szene gesetzt wurde.

Die damalige politische Bedeutung eines solchen Festes muß natürlich mit anderem Maßstabe gemessen werden als etwa eines heutzutage abgehaltenen ähnlichen Festes.

In erster Linie vertrat jenes Fest unzweifelhaft den durchaus berechtigten Gedanken der Einigung aller deutschen Stämme — ein Motiv, welches in jener Zeit der Zerrissenheit und politischen Ohnmacht Deutschlands ganz andere Wirkung auf die Gemüter hatte als ein großer Teil der heutigen Generation sich träumen läßt, die teils in der Wahrnehmung kleinlicher und selbst widerwärtiger Interessen befangen, teils durch die gewaltigen Erfolge unseres nationalen Einigungskampfes in Sicherheit gewiegt und übersättigt, dem idealen Gedanken der nationalen Einigung leider Gottes durchaus nicht dieselbe Begeisterung entgegenbringt, wie es damals auch in solchen Kreisen der Fall war, die von der preußischen Spitze der ersehnten Einheit nichts wissen wollten.

In zweiter Linie sollte jenes Fest allerdings einen weniger löblichen Gedanken zum Ausdruck bringen: die demokratische Volkswehr im Gegensatz zu der „kostspieligen Friedensspielerei der stehenden Heere.“

In dieser Beziehung kam namentlich in den süd- und südwestdeutschen Blättern und an den Frankfurter Bierischen der unglaublichste Unsinn zutage.



Der in mannigfachen Variationen vorgetragene Grundgedanke war etwa der: Wenn erst 20000 deutsche Männer mit der nie fehlenden Büchse im Arm in Frankfurt versammelt sind, so ist dies ein Machtfaktor, von dem man sich die großartigsten Erfolge versprechen darf — in welcher Richtung, darüber herrschte allerdings große Meinungsverschiedenheit oder vielmehr völlige Unklarheit.

Als das Fest tatsächlich seinen Anfang nahm, trat die anfangs so sehr betonte und erwartete politische Bedeutung schnell in den Hintergrund. Zwar wurden die Schleswig-Holsteiner, die Kurhessen und die Deutsch-Oesterreicher als „Schmerzenskinder Deutschlands“ proklamiert — der Führer der Tyroler Schützen protestierte übrigens sofort in einer vom österreichischen Standpunkte aus durchaus korrekten sehr energischen Rede gegen die Ehre dieser „Schmerzenskinderschaft“ — und die umflorten Fahnen dieser Länder, in feierlichem Umzuge in der Stadt und auf dem Festplatz umhergetragen, gaben Veranlassung zu mehrfachen „flammenden“ Reden, die aber, meist von sehr weinigen Rednern gehalten, mehr komisch als tragisch wirkten.

Die Schützen aber — es waren deren allerdings nicht 20000 erschienen, sondern 8000, immerhin eine stattliche Zahl — waren eifrig bemüht, die zahlreichen zum Teil prachtvollen Preise zu erringen und sowohl Erfolg wie Mißerfolg durch kräftigen Trunk zu feiern, gaben aber nicht die geringste Veranlassung zu der Vermutung, daß sie ihre Waffen in den Dienst der revolutionären Gedanken stellen wollten.

Mit einem Wort, jemehr der ursprüngliche politische Charakter des Bundesschießens zurücktrat, desto schöner entwickelte es sich zu einem wirklich großartigen, interessanten und in sehr anständigen Grenzen bleibenden Volksfeste.

Interessant wurde für uns vor allen Dingen die Stellungnahme der Garnison zu diesem Feste, bei welcher Gelegenheit — ob bewusst oder unbewußt, will ich dahingestellt sein lassen — die preußische Politik einen überraschenden Erfolg zu verzeichnen hatte.

Den Offizieren der andern Kontingente war von ihren Kommandobehörden der Besuch des Festplatzes in Uniform untersagt und nur in Zivil gestattet, was formell der Aufforderung gleichkam, lieber ganz fortzubleiben. Im Gegensatz hierzu wurde uns — „auf direkte Weisung aus Berlin“, wie es hieß — eröffnet, wir möchten ruhig den Festplatz besuchen, aber ausschließlich nur in Uniform, keinesfalls in Zivil; daß jeder Anlaß zu Konflikten oder auch nur zu Demonstrationen mit sorgfältigstem Takt zu vermeiden sei, wurde als selbstverständlich vorausgesetzt.

Am Eröffnungstage erschienen demgemäß zahlreiche preußische Offiziere in Uniform auf dem Festplatze, während die Offiziere der anderen Kontingente, selbst die Frankfurter, nur hie und da in Zivil sichtbar wurden.

Die Bevölkerung des Festplatzes, und vor allem die Schützen selbst, sahen in letzterem Verfahren eine gewisse nichtachtende Verleugnung des Festes, in dem öffentlichen Auftreten der Preußen aber einen Akt anerkennender Höflichkeit, der sofort allseitig erwidert wurde. Ueberall kam man den preußischen Offizieren mit zuvorkommender Höflichkeit entgegen; während der ganzen Festzeit kam nicht der geringste Mißklang vor.

Nach einigen Tagen fiel auch für die Offiziere der anderen Kontingente das Verbot des Erscheinens in Uniform oder vielmehr es schloß wohl ein — aber der Effekt blieb entschieden auf unserer Seite.

## V.

Von ganz anderer Bedeutung und Tragweite war das große Ereignis des Jahres 1863: der Frankfurter Fürstentag.

Nachdem zwischen Oesterreich und Preußen die Verhandlungen über die immer brennender werdende Frage der Reform des Deutschen Bundes sich eine Zeitlang erfolglos hingezogen, erfolgte der überraschende Coup der Einladung der Deutschen Fürsten von seiten des Kaisers Franz Joseph auf den 16. August nach Frankfurt zu zu einem Fürstentage, auf welchem die Reform des Deutschen Bundes zur Entscheidung gebracht werden sollte.

Daß die Spitze dieser ganzen Veranstaltung gegen Preußen gerichtet war und dieses, durch Majoritätsbeschlüsse geknebelt, auf Gnade und Ungnade der österreichischen Suprematie unterworfen werden sollte, lag auch für den Blödesten klar auf der Hand.

Frankfurt und das ganze preußenfeindliche Lager jubelte im Vorgefühl des gewissen Sieges und sah in dem als sicher angenommenen Erscheinen König Wilhelms das Vorzeichen und Symbol einer abermaligen Unterwerfung Preußens.

„Wenn der Kaiser befiehlt, muß der Vasall gehorchen,“ und „Frankfurt — ein zweites Bronzell und Olmütz“ — das waren beliebte Schlagworte der preußenfeindlichen Presse, das schwirrte in Frankfurt durch die Massen und erfüllte uns mit wilder Erbitterung.

Die Entscheidung schwankte bedenklich. Wenn auch Bismarck sich dem österreichischen Ansinnen entschieden widersetzte — auf den friedlichen, wohlwollenden, der Brüskierung deutscher Mit-Fürsten abgeneigten Sinn des edlen Königs baute die preußenfeindliche Meute ihre Hoffnungen.

Für uns, die wir mitten im Brennpunkt der kommenden Ereignisse waren und die wir den immer rascher werdenden Pulsschlag der nahenden Krisis aus allerlei Anzeichen deutlich fühlten, waren dies Tage der furchtbarsten Aufregung.

Fürstliche Unterhändler eilten hin und her, die Depeschen flogen, ein Extrablatt folgte dem andern, die wildesten Gerüchte durchschwirrten die Straßen — alle mit höhnischem Grinsen auf die bevorstehende Unterwerfung Preußens hinweisend.

Wir knirschten vor Wut bei dem Gedanken, unter diesen Umständen und in dieser Umgebung den König hier in Frankfurt erscheinen zu sehen.

Die Geschichte ging ihren ehernen Schritt — kein zweites Müß war zu verzeichnen!

In fieberhafter Erwartung neuer Nachrichten hatten wir uns am Abend zahlreich auf der an diesem Tage von Preußen besetzten Hauptwache eingefunden, als plötzlich der mit uns seit längerer Zeit befreundete Direktor des in Frankfurt bestehenden besonderen preußischen Telegraphen-Stationsbureaus atemlos zu uns in das Zimmer stürzte mit dem jubelnden Ruf: „Er kommt nicht! er kommt nicht! die kategorische Absage ist da!“

Ein wilder Freudentaumel überkam uns; wir stürzten einander in die Arme, und von unseren brausenden Hurras erzitterten die Wände der alten Wache. Selbstverständlich wurde dann Glas auf Glas geleert auf das Wohl unseres geliebten Königs und seines energischen Ministers; uns war zumute wie nach einer gewonnenen Schlacht.

Der Fürstentag mußte also ohne Preußens Unterwerfung in Szene gesetzt werden, wodurch er von vornherein wesentlich an Bedeutung verlor — immerhin war die Inszenierung äußerst prächtig und nicht ohne Geschick. Die Stadt Frankfurt hatte zum Empfang des Kaisers und der anderen fürstlichen Gäste einen reichen Flaggen-schmuck angelegt, fast ausschließlich schwarz-rot-gold, nur hier und da schwarz-gelb oder die Bundesfarben eines der anwesenden Fürsten.

Mitten in diesem schwarz-rot-goldenen Meer ragten stolz unsere beiden Kasernen empor, welche in wahrhaft künstlerischer und dabei äußerst effektvoller Weise von oben bis unten mit schwarz-weißen Fahnen dekoriert waren, so daß man von den Gebäuden selbst fast nichts sah.

Zu unserem großen Jubel brachte der Kladderadatsch sofort ein prächtiges, „die schwarz-weiße Kaserne“ überschriebenes Gedicht in welchem in ebenso humoristischer wie stolz-patriotischer Weise die schwarz-weiße Kaserne mit einem ernstern Schutzmann verglichen wird, der mitten im tollen Faschingsjubel darüber wacht, daß der Unsinn nicht zu groß werde!

Für uns war aus Berlin die Weisung gekommen, mit der denkbar größten Courtoisie allen etwa an uns herantretenden zeremoniellen Anforderungen zu entsprechen; tatsächlich legten wir acht Tage lang Helm und Schärpe fast keinen Augenblick ab, da wir an den zahlreichen Empfängen und sonstigen festlichen Veranstaltungen stets beteiligt waren.

Die Reihe der Festlichkeiten begann am 16. August mit dem Empfange des Kaisers Franz Joseph auf dem Main-Neckar-Bahnhof, woselbst die Behörden der Stadt Frankfurt, die Diplomatie, die Offizierkorps versammelt und eine Kompagnie des Frankfurter

Bataillons als Ehrenwache aufgestellt war. Das Hochrufen des in Massen versammelten Publikums beim Passieren des Kaisers war zwar sehr kräftig, aber nicht so begeistert, wie man nach allem eigentlich hätte erwarten können; der einige Stunden später eintreffende König von Bayern dagegen wurde von dem Publikum mit wahrhaft frenetischem Jubelgeschrei empfangen.

Der folgende Tag — 17. August — war gewissen einleitenden Formalitäten gewidmet, namentlich den feierlichen Besuchen der Fürsten unter sich und bei dem Oberhaupt der freien Reichsstadt.

Hierbei ereignete sich eine sehr effektvolle Szene — und zwar so effektiv, daß skeptische Gemüter an den scheinbaren Zufall derselben nicht recht glaubten.

Von der Eschenheimergasse her kam nach der Zeil zu die Gala-  
equipage des Kaisers Franz Joseph, der im Begriff war, dem König von Bayern (beide Monarchen hatten sich gestern noch nicht gesehen) seinen feierlichen Besuch abzustatten; gleichzeitig kam von der anderen Seite her der König von Bayern angefahren in der gleichen Absicht. In der Nähe der Hauptwache wurden beide Monarchen einander gewahr; beide Equipagen hielten wie auf Kommando, die Monarchen stiegen aus, eilten aufeinander zu und umarmten sich — unter nicht endendem Jubel des in dichten Massen die Straße füllenden Publikums.

Am 18. August, dem Geburtstage Kaiser Franz Josephs, war feierliche Kirchenparade der österreichischen Garnison, welcher sämtliche Offizierkorps beiwohnten; dann folgte Gratulations-Ausfuhr der Fürsten bei dem Kaiser und gleichzeitig Gratulation der fremden Offizierkorps bei verschiedenen österreichischen diplomatischen und militärischen Spitzen.

In den nächsten Tagen folgte eine Anzahl von der Stadt Frankfurt veranstalteter Festlichkeiten; dazwischen tagte der Fürstentag eifrigst zur Herstellen der deutschen Einheit.

Schwungvolle, stolze Reden wurden gehalten; effektvolle Wendungen, zündende Schlagworte wurden von Presse und Publikum mit Begeisterung aufgegriffen, jubelnd weiter verbreitet und breitgetreten — aber allmählich wurde es stiller und stiller.

Die beiden einsamen, schweigenden schwarz-weißen Kasernen waren ein ernstes Menetekel in dem brausenden schwarz-rot-goldenen Festjubel. Der Gedanke an den in stolzer Ablehnung ferngebliebenen Preußenkönig lastete lähmend auf der fürstlichen Versammlung und schwebte unheimlich wie Banquos Geist durch ihre Reihen.

Die Herrlichkeit des Fürstentages sank in sich zusammen wie ausgebranntes Feuerwerk.

Am 3. September standen wir wieder am Bahnhof, dem scheidenden Kaiser bei der Abreise die Honneurs zu erweisen.

Die preußische Staatskunst hatte ihre Schuldigkeit getan und nach heißem Kampf einen schwerwiegenden Sieg erfochten — den Sieg auf dem Schlachtfelde daran zu knüpfen, nun, das war unsere Sache. Stolz schlugen unsere Herzen der Zukunft entgegen.

VI.

Der Entscheidungskampf zwischen Preußen und Oesterreich, der nach dem kläglichen Fiasko des mit so großen Hoffnungen begonnenen Fürtentages unmittelbar bevorzustehen schien, sollte noch einmal verschoben werden.

Der König von Dänemark starb, sein Tod rollte die schleswig-holsteinsche Frage auf und veranlaßte einen plötzlichen Frontwechsel in den diplomatischen Beziehungen, indem es Bismarcks Staatskunst glückte, zum größten Erstaunen Europas und Deutschlands den bisherigen Gegner Oesterreich Arm in Arm mit Preußen zum Eintreten für die Elbherzogtümer gegen Dänemark zu engagieren.

Auf unser Verhältnis zu den österreichischen Offizieren der Frankfurter Garnison hatte die plötzliche Bundesbrüderschaft keinen erwidernenden Einfluß, im Gegenteile, es wurde eigentlich kühler als früher.

Der Zufall wollte, daß die ersten siegreichen Erfolge gegen die Dänen von den Oesterreichern ersochten wurden — bei Oberseik und Deverssee — während preußischerseits nur der mißglückte Versuch auf Missunde vorlag. Die Oesterreicher hatten insolgedessen Oberwasser, trugen die Nase sehr hoch und führten im gemeinsamen Kasino, wo die ausliegenden Karten und Berichte vom Kriegsschauplatz den Hauptgegenstand der Unterhaltung bildeten, das große Wort.

Wir schluckten unseren Aerger hinunter, gratulierten den Oesterreichern zu den Erfolgen ihrer Waffenbrüder und hörten ihre in etwas hochfahrendem Tone gehaltenen Auslassungen über die österreichischen Waffenerfolge höflich an.

Nun aber änderte sich die Sache. Die österreichische Aktion auf dem Kriegsschauplatz trat mehr und mehr in den Hintergrund, während die großen entscheidenden Erfolge von Düppel und Alsen durch preußische Truppen ersochten wurden, Preußen überhaupt die ganze Aktion militärisch und politisch fest und entschlossen in die Hand nahm und Oesterreich ziemlich widerwillig mitgezogen wurde.

Diese Wendung verschnupfte unsere Bundesgenossen sehr, und sie waren ungeschickt genug, sich dies vielfach merken zu lassen. Wenn jetzt naturgemäß sehr viel von Düppel und Alsen gesprochen wurde, so waren sie sichtlich mißgestimmt, wurden überhaupt im Verkehr mit uns noch zurückhaltender und erschienen nur noch selten im gemeinschaftlichen Kasino.

Auch die Frankfurter Bevölkerung war durch die preußischen Siege sehr unangenehm berührt und zeigte für die seit langen Jahren in Prosa und Poesie so heiß herbeigewünschte Befreiung der Schleswig-Holsteiner von der dänischen Herrschaft verhältnismäßig wenig Interesse; der Haß gegen Preußen, zu dem sich jetzt noch die Furcht gesellte, überwog eben alle anderen Erwägungen und Empfindungen.

Unaufhaltsam weiter rollte das Rad des Schicksals. Das eine Zeitlang wenigstens scheinbar aufrechterhaltene gute Einvernehmen zwischen Preußen und Oesterreich ging in die Brüche, und in voller Schärfe trat der alte Gegensatz zutage, vor dessen endgültiger gewaltsamer Lösung Preußen jetzt nicht mehr zurückschreckte.

Im Februar 1866 nahm die Spannung zwischen Preußen und Oesterreich einen akuten Charakter an; im März verlauteteten in der Oeffentlichkeit die ersten Nachrichten von österreichischen Rüstungen, denen — bedeutend später — preußische Vorsichtsmaßregeln folgten.

Immer dunkler zogen sich am politischen Himmel die Wetterwolken zusammen.

Die politisch-militärische Atmosphäre in der Bundesstadt Frankfurt war mit Elektrizität geladen. Wir standen vor der lang ersehnten Entscheidung.

## VII.

Am Abend des 5. Mai traf bei uns der Mobilmachungsbefehl ein und wurde in den Kasernen mit donnerndem Hurra begrüßt. Noch in der Nacht begann die Mobilmachungstätigkeit; am Morgen des 6. Mai gingen die verschiedenen Kommandos zum Abholen der Reservisten, der Pferde usw. ab.

Die Mobilmachung gestaltete sich für uns eigentümlich. Das preußische Kontingent in Frankfurt durfte vertragsmäßig die bisherige Stärke von etwa 1600 Mann mit vier Geschützen nicht überschreiten, und diese Bestimmung sollte auch jetzt vorläufig sorgfältig respektiert werden; von unserem Regiment konnte daher nur die Hälfte in Frankfurt mobilisieren, während die andere Hälfte zu diesem Zweck nach Weglar abrückte, wo sich später die aus den bisherigen preußischen Bundesgarnisonen Frankfurt, Mainz und Luxemburg gebildete Division Beyer als Teil der Main-Armee sammelte.

Ein Teil der Ausrüstung für unsere Reservisten — Gewehr, Koppel mit Seitengewehr und Patronentaschen und Helm — lagerte in Koblenz, während die Bekleidung sich in Frankfurt beim Regiment befand.

Da mit dem Ausspruch der Mobilmachung die Sachlage sich so drohend zugespitzt hatte, daß jeden Augenblick der erste Schuß fallen konnte, so mußten bei uns alle Maßregeln mit der größten Vorsicht und mit Berücksichtigung augenblicklicher Kampfbereitschaft getroffen werden, denn auch von seiten der furchtbar aufgeregten Bevölkerung mußten wir eventuell auf Erzeße gefaßt sein.

Da man durchaus nicht wissen konnte, wie hier die Sachen lagen, wenn unsere Reservisten eintrafen, so mußten auch diese für jede Eventualität bereit sein. Unsere Reservisten wurden daher in Koblenz mit Beibehalt ihrer Zivilkleidung mit Gewehr, Helm, Seitengewehr und Patronentaschen mit 60 scharfen Patronen aus-

gerüstet und kompagnieweise gegliedert; in dieser Verfassung trafen sie in Frankfurt mit der Eisenbahn ein, von unserem Offizierkorps mit der Regimentsmusik am Bahnhof empfangen.

Als der Zug in den Bahnhof einlief, ließen die Reservisten donnernde Hurrarufe erklingen, und nach dem Aussteigen entwickelte sich eine erhebende Szene herzlichster Begrüßung, indem sich die Mannschaften um ihre alten Offiziere drängten und ihre Freude aussprachen, daß es nun endlich losgehe gegen den altbekannten Feind. In streng militärischer Ordnung, das Musikkorps und der nicht eingetretene Teil der Offiziere an der Spitze, rückte die stramme Schar unter den Klängen des Preußenliedes in ihre alte Garnison ein.

Die Bevölkerung, welche in dichten Massen den Ankunfts-Szenen und dann dem Einmarsch dieser trotz ihres buntscheckigen Anzuges durch stolze Haltung und selbstbewusste Mienen einen wahrhaft martialischen Eindruck machenden Truppe zugesehen, war starr vor Staunen.

Das also waren „die armen Opfer, welche voll Abscheu gegen die Politik Bismarcks, voll Haß gegen ihre übermütigen adligen Offiziere widerwillig nur mit Gewalt in den verbrecherischen Bruderkrieg zur Schlachtbank geschleppt wurden!“

Wahrhaftig, diese „Opfer“ machten einen unheimlichen Eindruck, und manchem Frankfurter mochte der Gedanke aufdämmern, daß in Wirklichkeit doch nicht alles so sei, wie es eine in wahn-sinnigen Delirien sich überbietende Presse ihm täglich vorredete.

Für Oesterreich, welches ziemlich gleichzeitig mit uns in die allgemeine Kriegsrüstung eintrat, war die für Frankfurt festgesetzte Kontingents-Stärke ebenfalls maßgebend; die für die Frankfurter Garnison bestimmten Urlauber wurden daher dieser nicht direkt zugeführt, sondern nach Aschaffenburg dirigiert, wo die zur Unterstützung des süddeutschen Heeres bestimmten österreichischen Truppen der Division Reipperg sich sammelten.

Groß war allseitig die Spannung, wie unter diesen schwierigen Verhältnissen die Beziehungen zwischen den preußischen und österreichischen Truppen in den Bundesgarnisonen sich gestalten würden, wo tatsächlich jeden Augenblick der offene Kriegszustand eintreten konnte.

Die vornehme, ruhige Haltung der beiderseitigen Offizierkorps und die gute Disziplin der Mannschaften halfen über diese schwierige Zeit hinweg, ohne daß es zu einem Konflikt kam, obwohl selbstverständlich von beiden Seiten sorgsam alle Maßregeln getroffen waren, nötigenfalls jeden Augenblick den tödlichen Kampf aufzunehmen.

Bei uns in Frankfurt machte sich sogar eine Erscheinung bemerkbar, welche für viele ganz unerklärlich war und die allerdings einen interessanten psychologischen Blick in die Tiefen der Menschen-

seele eröffnete: Während der sechsjährigen Friedenszeit hatten unsere Leute und die Oesterreicher sich — wie schon mehrfach erwähnt — überall und stets unfreundlich gegenüber gestanden, jede friedliche Gemeinschaft gemieden und sich nur mit feindlichen Blicken betrachtet.

Jetzt, am Vorabend der von beiden Seiten mit Ungeduld erwarteten ersten blutigen Waffenentscheidung, sah man plötzlich Preußen und Oesterreicher ziemlich zahlreich in den Straßen und in den Wirtschaften in friedlichem Gespräch — ja in ein paar Fällen, wo einzelne unserer Leute vom Publikum insultiert wurden, eilten ihnen Oesterreicher zu Hilfe.

Es war, als ob die Aussicht auf den wirklichen Krieg, in dem die Gegner sich nunmehr ernsthaft messen sollten, alle kleinlichen Eifersüchteleien und Reibereien unterdrückt und die persönliche Achtung des Soldaten vor einem braven ebenbürtigen Gegner in den Vordergrund geschoben hätte.

Um übrigens die schwierige Lage der gemischten Bundesgarnisonen zu beseitigen und jeden bewaffneten Zusammenstoß innerhalb derselben — der voraussichtlich zwecklos und daher keiner Seite erwünscht war — ganz zu vermeiden, kamen Preußen und Oesterreich am 2. Juni unter Zustimmung des Bundestages dahin überein, ihre Truppen aus den gemeinsam besetzten Bundesfestungen Mainz und Rastatt herauszuziehen und durch — vorläufig dem Namen nach neutrale — Truppen der kleinen Staaten zu ersetzen. Nur in Frankfurt — wohl mit Rücksicht auf den hier tagenden Bundestag — blieben die Kontingente beider Staaten in vertragsmäßiger Stärke bis zum letzten Augenblick zusammen.

In den letzten Tagen unserer Anwesenheit in Frankfurt machte folgender Vorgang viel von sich reden. Wir hatten eine Anzahl intim mit uns befreundete österreichische Offiziere als Abschiedsfeier in unser in der Rahmhof-Kaserne befindliches preußisches Kasino eingeladen; nach dem Essen sahen wir in hunderter Reihe und in herzlichem Gespräch aus den Fenstern, und unsere Musik spielte unseren Gästen zu Ehren die österreichische Volkshymne und den Radetzkymarsch.

Die dichtgeschaart vor den Fenstern der Kaserne stehenden Menschenmassen konnten diesen vor ihren Augen und Ohren sich abspielenden Vorgang nicht begreifen. Daß ehrliche Feinde, die morgen mit der Waffe in der Faust sich im Todeskampfe gegenüber zu treten bereit sind, heute in ritterlicher Höflichkeit ihrer gegenseitigen Hochachtung Ausdruck geben können — das ging über den Horizont der guten Frankfurter. Bald flogen die wunderbarsten Gerüchte durch die Stadt: „Der Friede ist gesichert, die preußischen und österreichischen Offiziere feiern schon die Versöhnung!“

Nun schlug auch hier die Trennungstunde.

Am 11. Juni erließ der damalige Oberbefehlshaber der Bundesgarnison, der österreichische General Pakeny von Kieselstätten,



den letzten Tagesbefehl, der „im Hinblick auf die bevorstehende Auflösung der bisherigen Bundesgarnison“ für den folgenden Tag eine Abschiedsparade der ganzen Garnison anordnete. Dieselbe fand auf dem „Grindbrunnen“ genannten Exerzierplatz statt, wo die Truppen — vom rechten nach dem linken Flügel Oesterreicher, Preußen, Bayern, Frankfurter — Aufstellung nahmen. General Pakeny mit glänzender Suite ritt die Front ab, berief dann die Offizierkorps zu sich und hielt an dieselben in ritterlicher Haltung und in vornehm-kameradschaftlichem Ton eine Ansprache folgenden Inhalts: „Die friedlichen Verhältnisse, unter denen wir hier jahrelang zusammen gewesen, sind zu Ende; den Befehlen unserer hohen Kriegsherrn folgend, werden wir jetzt zu unseren Armeen abrücken und uns nun als Feinde gegenüber stehen. Den Herren vom preussischen Kontingent — bei diesen Worten ritt er mit höflichem Gruß näher an uns heran — wünsche ich in dem bevorstehenden Kriege persönlich (stark betont) alles Gute. Leben Sie wohl, meine Herren!“

Zum letzten Male zogen wir im Parademarsch an dem „Bundes-Oberbefehlshaber“ vorüber — dann ging die „Bundesgarnison“ auseinander; die Oesterreicher nach Aschaffenburg, wir stießen zu unserer bereits in Wezlar stehenden Division.

Am 14. Juni erfolgte mit neun Stimmen gegen sieben der berüchtigte Bundesrats-Beschluß, welcher die Mobilmachung des Bundesheeres gegen Preußen anordnete und der von Preußen mit der Erklärung beantwortet wurde: es sehe den Bund nunmehr als gesprengt an.

Am 15. Juni erfolgte die preussische Kriegserklärung zunächst an Sachsen, Hannover und Kurhessen.

Am 16. Juni überschritten die preussischen Heersäulen die feindlichen Grenzen.

Nun donnerten die Kanonen, nun knatterte das Schnellfeuer der Zündnadelgewehre, nun schallte das preussische Hurra siegreich zum Himmel auf!

Am 16. Juli hielt Vogel von Falkenstein an der Spitze der siegreichen Main-Armee seinen Einzug in Frankfurt.

